

Kurt Wildhagen. 1871–1949. *Der Weise von Heidelberg*. Herausgegeben für das Kurpfälzische Museum von Roland Krischke und Frieder Hepp – Heidelberg, HVA 1997 – 240 Seiten, zahlr. Abb. (ISBN 3-8253-7110-7)

Im Herbst 1997 hat das Heidelberger Kurpfälzische Museum mit einer stadthistorischen Ausstellung einen sehr großen Erfolg erzielt – das dazu erschienene Begleitbuch sollte in Zukunft möglichst viele Bibliotheken schmücken, in den öffentlichen der Gegend würde ich mir sogar Doppelsexemplare wünschen. Hier zunächst einige kurze Zitate, die die Persönlichkeit beschreiben, der die Ausstellung und das im folgenden vorgestellte Buch gewidmet sind:

„Wenn auch sein Äußeres vernachlässigt wirkte, so flößte doch seine Gestalt Respekt ein. Besonders beeindruckte mich der Kopf dieses Mannes. Sein lang in den Nacken fallendes Haar war spärlich und ungepflegt und bedeckte nur noch einen Teil seines schön geformten Schädels, den man kaum mit Haaren hätte vorstellen können. Seine blauen, lebhaften Augen strahlten Vertrauen und Wärme aus“ (S. 91). „Nur wenige begegneten ihm mit Ironie und sahen ihn für einen Taugenichts. Vor allem jene, die ihn über Jahre hinweg kannten, verehrten ihn sehr.“ (S.91) „Ich war begeistert, einen solch bewanderten Menschen gefunden zu haben, der in der Lage war, mir in zwei Stunden ein Bild der Gegenwart und der frühesten Vergangenheit Deutschlands zu vermitteln.“ (S. 93)

So sah Anfang der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts der griechische Philosophiestudent (und spätere Professor dieses Faches in Athen[!]) Johannes Theodorakopoulos seinen geistigen Mentor Kurt Wildhagen, von dem im folgenden die Rede sein wird. „Wildhagen war mit der Altstadt so verbunden, daß er selbst ein Teil von ihr geworden war. Und als einen Teil der Altstadt sahen ihn auch die einfachen Leute an.“ (S.94) Wir erfahren, daß sich bei „seinem Tode noch einmal die Bedeutung dieses hervorragenden Menschen gezeigt hätte, als die gesamte Stadt dem Sarg folgte. Es sei ein erschütterndes Ereignis gewesen. Männer, Frauen und Kinder, Menschen aller Altersstufen begleiteten den Philosophen bis zu seiner letzten Bleibe. Noch einmal habe sich gezeigt, wie sehr der Philosoph aus dem Café den Geist der Stadt personifizierte ...“ (S. 122)

Auch wenn man eine elegische Übertreibung unterstellen muß, so ist Kurt Wildhagens Tod im Winter 1949 bezeichnend für die kollektive Grenzsituation, in der sich

Stadt und Land damals befanden. In der Nazizeit war Kurt Wildhagen unbehellig geblieben und zu seinem siebzigsten Geburtstag sogar in der Lokalzeitung gewürdigt, obwohl seine deutsch-russische Herkunft oder die langandauernde Freundschaft zum „verbrannten“ Schriftsteller Emil Ludwig bekannt waren (der vorübergehend zum Beraterstab des Präsidenten Roosewelt avanciert war). Die Trauerfeier zelebrierte der Kreisdekan Hermann Maas, damals *die* moralische Autorität in Heidelberg, auf dem Bergfriedhof, wo er in einer Reihe mit den großen Professoren der hiesigen Universität zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Aber schon die Tatsache, daß Kurt Wildhagens Grab schon 1970 eingeebnet worden ist, und daß außerdem die Ausstellung im Kurpfälzischen Museum unserer Stadt und das hier vorzustellende Buch erst 1997 entstanden sind, wirft die Frage nach dem Verhältnis dem offiziellen (und entsprechend medial breit dokumentierten) Kulturbetrieb und der beinahe im Untergrund oder in Randgebieten stattfindenden kulturellen und gesellschaftlichen Entwicklung gerade in einer Universitätsstadt von der Bedeutung Heidelbergs auf. Ein Grund mehr, in dem graphisch exzellent gestalteten Buch in Ruhe zu schmökern. Es fixiert sich das Bild eines Sonderlings, eines eigentümlichen „homo heidelbergensis“ (Emil Blezner versuchte in seinem Nekrolog, S. 84, den Begriff des *Pädagogarchen* zu etablieren), der weise und würdevoll in äußerster Bescheidenheit lebt, fast wie ein russischer *Starez* (zu deutsch „Mönch“, S. 124), dafür aber philosophisch messerscharf urteilt und das Menschliche in Anlehnung an Kant, Goethe, Nietzsche oder seinen Lehrer Hermann Cohen mit einbezieht – mit einem Wort, alles zusammen ergibt ein Literaturkonzentrat, irgendwann wohl real gewesen und großartig unbefleckt verschwunden, verflüchtigt, ohne eine feste Form gefunden zu haben. Ein Festmahl für Archivare, für Stadt- und Kulturhistoriker. Und dies nicht nur in literarischer Hinsicht – der Außenseiter war stets der Prototyp des philosophisch initiierten, sprachgewandten Weisen; gerade die philosophische Weiterbestimmung unserer Existenz und unseres Wissens von uns ist auf seine Distanz zur Normalität angewiesen. Hier werden frappierende Parallelitäten zu dem vor drei Jahren in Paris verstorbenen Emil Cioran sichtbar, einem Freund übrigens von Constantin Noica, dem Gründer einer rumänischen Philosophieschule nach platonischer Art, der im vorliegenden Buch nicht ohne Grund zu Wildhagens berühmtestem Zögling, Wolfgang Frommel, in Bezug gesetzt wird (S. 55 ff)

Zwar nicht von solcher breiten Wirkung (und entsprechend niveaulos) wie heutzutage die Talk-Shows, war der Nährboden dieser Lebens- und Denkweise das Caféhaus – literarisch berühmt geworden nicht nur durch den unsterblichen Joseph Roth, den Museographen Kakaniens. Michael Buselmeier eröffnet die Reihe der Aufsätze mit einer Darstellung dieser nicht-subventionierten Kulturstätten unserer Stadt. Darauf folgt das „Lebensbild“ Kurt Wildhagens, eine Biographieskizze aus der Feder von Roland Krischke, dem Ausstellungsiniciator und -organisator, wie auch Mitherausgeber des Buches. Michael Philipp referiert über Wolfgang Frommel unter dem Titel „Sokratische Pädagogik“; wir erfahren von Wildhagens großer Gabe, das Denken so weit wie möglich in reinster Form weiterzugeben, von Frommels Exil in Holland, wo dieser dann auf die Persönlichkeit Kurt Wildhagens aufmerksam gemacht hat, und wir werden bekannt gemacht mit Eugen Herrigel, inzwischen bereits ein Klassiker unter den Kennern des Buddhismus und ebenfalls ein Freund Kurt Wildhagens, all dies ausgehend von der Ausführungen Philipps über Frommel und Bemerkungen Andrei Plesus zum Verhältnis von Intellektuellen und Diktatur. (Plesu ist wiederum zusammen mit Gabriel Liiceanu einer der wichtigsten Fortführer des bereits erwähnten Philosophen Noica. Gegenwärtig

Rumäniens Außenminister, war Plesu 1989 bis 1990 kurze Zeit Kulturminister; beide haben in der Ceausescu-Zeit in Heidelberg als Humboldt-Stipendiaten gelebt).

Schließlich kommentiert, kurz und präzise, Susanne Himmelheber die im Buch enthaltenen Bildnisse unseres Heidelberger Originals, die selbstverständlich in Originalgröße mehr zur Geltung kommen – eines davon wurde auch für das Plakat verwendet und brachte so Wildhagen wieder in die Universitätsbibliothek, in die verschiedenen Seminare und öffentlichen Gebäude, in die Straßen und zu den Menschen Heidelbergs zurück.

Den Ausstellungskatalog beenden die Beschreibung der Exponate in den neun Abteilungen und ein Postskriptum von Roland Krischke. Der Mitherausgeber und gegenwärtige kommissarische Leiter des Museums, Frieder Hepp, hat das Vorwort geschrieben. Wichtig sind Literaturhinweise zu und über Kurt Wildhagen sowie das Verzeichnis der in das Buch aufgenommenen Abbildungen und der Leihgeber. Dahinter steckt, gerade in diesem Fall, viel viel Arbeit.

Warum ich dem Buch so dringend eine möglichst breite Leserschaft und produktive Rezeption wünsche? Die wieder ausgegrabenen Texte Kurt Wildhagens bilden den Höhepunkt der Monographie (S. 138–177). Davor reihen sich „*Zeugnisse von Freunden und Zeitgenossen*“ (S: 78–137) – eine Fundgrube zum Themenkomplex des Verhältnisses zwischen Stadt und Universität – ein vielschichtiger Schnitt durch vergangene Zeiten mit manchen literarisch anmutenden Tönen, etwa zur Beziehung unseres Denkers zu „seiner Präsidentin“, möglicherweise der tiefe Grund seines Kommens und Bleibens in der Heidelberger Altstadt, unweit des Neckars, in der Kisselgasse 2. Dort besuchte ihn nach Kriegsende ein weiterer seiner „Famuli“, Friedrich Burschell, der in der Emigration bei der BBC gearbeitet hat und dessen Erinnerungen 1977 ebenfalls von Roland Krischke ediert worden sind. (S. 127–133)

Zum sechzigsten Geburtstag Wildhagens schrieb im „Tageblatt“ der damals äußerst populäre und produktive Emil Ludwig die Laudatio (S. 78–81), ohne direkt darauf hinzuweisen, daß Wildhagen für ihn und seine Bestseller Material gesammelt und wahrscheinlich geprüft hat, wie aus den anderen Zeugnissen eindeutig hervorgeht. Ich fand aber in seinem Buch „*Die Kunst der Biographie*“, Paris, Éditions du Phénix 1936, (Phénix Bücher 32 a/b) folgendes, was auf Wildhagen hindeutet, wohl damals aber aus politischen Gründen in einem Exilverlag nicht offen ausgesprochen werden konnte: „*Bis heute habe ich, außer meiner Frau, nur einmal, drei Jahre lang, einen Mitarbeiter gehabt*“ (S. 84). Wahrscheinlich war dies eine der wenigen mehr oder minder sicheren Einnahmen dieses „*Weisen von Heidelberg*“. Ich vermute, daß der Bruder Fritz Wildhagen, ein erfolgreicher und vielgereister Landschaftsmaler, unserem Original kräftig materiell unter die Arme gegriffen hat. Dessen Arbeiten konnten wiederum während und nach der Ausstellungszeit bei der Galerie Melnikow besichtigt werden, auch literarische Texte des Bruders sind dort während einer Sonntagsmatinee vorgetragen worden.

Es ist großartig zu erfahren, wie Kurt Wildhagen 1914 als Kriegsfreiwilliger mit 43 Jahren in den Krieg zog und dort in der konkreten Lage eines Zensors der Gefangenpost seine graphologische Kunst erwarb. Bedauerlich ist, daß sein gesamter Nachlaß, aus welchen Gründen auch immer, verbrannt worden ist.

Ich möchte es dem Leser überlassen, anhand des Buches seinen eigenen Weg durch diese verworrene und stets so faszinierende Zeiträume zu suchen, und schließe mit einem Zitat aus den Erinnerungen des während der Vorbereitungszeit der Ausstellung noch in Gaienhofen am Bodensee lebenden Joseph Michel: „*Er war mir gegenüber sehr freund-*

lich, was sich keineswegs von selbst verstand. Pfl egte er doch, wenn er an einer tobenden Kinderschar vorbeikam, zornig ‚Nazibrut‘ durch die Zähne zu murmeln. Ich dagegen durfte ihn in seiner Wohnung in der Heidelberger Kisselgasse öfters besuchen. Ich erinnere mich noch sehr gut an die turbulente Unordnung, die in seinem Zimmer herrschte. Bücher und Zeitschriften stapelten sich hoch auf dem Fußboden, auf den Stühlen und auf dem Schreibtisch ...“

Gheorghe Stanomir